

VOLKER KOHLHEIM
Bayreuth

Forschungsrichtungen: Personennamenkunde, literarische Onomastik, Namenstheorie.

DAS NOMEM, DAS ALLONOM
UND DIE NOMEMATIK.
ZUGLEICH BESPRECHUNG
VON SILVIO BRENDLERS
BUCH *NOMEMATIK*

Nomema, alonomas ir nomematika.
Pastabos apie Silvio Brendlerio knygą
Nomematik

I

Wenn etwas die moderne Linguistik seit etwa dem Beginn des 20. Jahrhunderts charakterisiert, so ist es die Abkehr von einer rein historischen Betrachtung der Sprache, wie sie noch Hermann Paul apodiktisch verteidigte. Einher mit dieser Abkehr von der rein sprachgeschichtlichen Betrachtung ging die Betonung der Synchronie als bevorzugtes Untersuchungsobjekt linguistischer Studien und damit eine „Reduktion der Anzahl der elementaren Beschreibungseinheiten“, und zwar „vor allem durch Etablierung des Phonembegriffs in der Phonologie [und] des Morphembegriffs in der Morphologie.“ (Thümmel 2005: 651). Wie sehr sich die aktuelle Linguistik auch vom klassischen Strukturalismus inzwischen entfernt haben mag, so sind diese Termini, denen man noch das Lexem an die Seite stellen kann, und die mit ihnen verbundenen theoretischen Annahmen, z. B. von den distinktiven Merkmalen, den Oppositionen, sowie analytische Vorgehensweisen wie die Segmentierung doch zum unverzichtbaren Repertoire der Sprachwissenschaft geworden. Es fällt nun auf, dass es sich die Onomastik bis heute weitgehend erlauben zu können meint, auf dieses Begriffsinstrumentarium verzichten zu dürfen. Dieser Mangel beziehungsweise methodologische Rückstand mag in der immer noch weitgehend sprachhistorisch, etymologisch orientierten Toponomastik weni-

ger von Bedeutung sein (vgl. aber Kohlheim, Hengst 2004), er macht sich aber vor allem in der Anthroponomastik negativ bemerkbar. Insbesondere bei Untersuchungen, die auch statistische Fragestellungen implizieren, bei denen also immer die Frage eine Rolle spielt, welche Namenformen als zusammengehörig, als „identisch“ anzusehen sind, resultiert das Fehlen eines methodologisch konsequenten und auf der Höhe der allgemeinen Linguistik stehenden Begriffs- und Methodeninventars oft genug in zumindest terminologischer Unklarheit, wenn nicht sogar in angreifbaren Resultaten.

Dabei existiert seit 1977 ein strukturalistisch geprägtes Begriffsinventar, das hier Abhilfe schaffen kann. Angeregt durch einen Vorschlag Rudolf Freudenberg's (Freudenberg 1967/68), wurde in Volker Kohlheim's Arbeit über die Regensburger Rufnamen des 13. und 14. Jahrhunderts dem Paar *Phomem* und *Allophon* das onomastische Paar *Nomem* und *Allonom* zu Seite gestellt (Kohlheim 1977: 71). Eine terminologische Lücke wurde dadurch gefüllt. Sinn und Zweck dieser terminologischen Neuprägung war zunächst, der bei der Untersuchung der spätmittelalterlichen Regensburger Rufnamen anfallenden onymischen Formenvielfalt Herr zu werden. Es galt sich darüber klar zu werden, ob urkundlich belegte Formen wie *Gumbertus*, *Cumbertus*, *Gumprecht*, *Gumpprecht*, *Gumplinus* bei der namenstatistischen Untersuchung als ein oder mehrere Namen aufgefasst werden müssten (Kohlheim 1977: 36). Dabei, und dies war der entscheidende Gedanke, sollte nicht nach etymologischen Kriterien verfahren werden, die für die Sprecher/Schreiber des 13./14. Jahrhunderts sicher keine Bedeutung mehr hatten, sondern die Namenidentitäten sollten dem Bewusstsein der Namenbenutzer entsprechen, sollten ihre onymische Kompetenz repräsentieren. Prinzipiell war also bei der linguistischen Analyse des spätmittelalterlichen Namensystems Regensburgs ebenso vorzugehen wie bei der Untersuchung des onymischen Systems einer unbekannteren Sprache. Das theoretische Gerüst dieses „ethnologischen“ Vorgehens hatte damals bereits Kenneth Lee Pike geliefert. Nach Pike (1967) bezeichnen wir eine Untersuchungsmethode, die nach Kriterien verfährt, die von außen an das zu untersuchende System herangetragen wurden, als „etisch“. Eine derartige Methode hat als Einstieg ihre Berechtigung, doch kann sie nur vorläufig sein, denn sie entspricht nicht unbedingt den tatsächlichen Verhältnissen. Zwei Namenformen, die wir aufgrund gleicher etymologischer Herkunft als „identisch“ bezeichnen, können für das Bewusstsein der Sprecher einer vergangenen – oder auch gegenwärtigen – Epoche durchaus als zwei getrennte Namen aufgefasst werden. Es geht also um die Rekonstruktion der onymischen Kompetenz der Sprecher eines vergangenen Zeitraums. Gelingt sie, erhalten wir, in der Ausdrucksweise Pikes, „emische“ Einheiten. Ein Beispiel aus der Gegenwart: Die Namen *Adelheit*, *Aleida* und

Elke gehen alle auf *adal-heit* zurück, werden aber heute durchaus als drei verschiedene Namen aufgefasst. Umgekehrt wurden im mittelalterlichen Regensburg die etymologisch auf zwei unterschiedliche hebräische Etymologien zurückgehenden Formen *Matheus* und *Mathyas* als austauschbar empfunden, wie die Belegreihe *hern Mathyas dez Wakchers hausfrawe* (a. 1341), *Matheis der Wacher* (a. 1342), *Matheus der Wachker* (a. 1342), *bei Metlein dem Woher* (a. 1345) zeigt (Kohlheim 1977: 511), denn es handelt sich jeweils um ein und dieselbe Person. Wir müssen also annehmen, dass es für die Regensburger Sprecher der damaligen Zeit eine mentale Einheit gegeben hat, die es ihnen erlaubte, die soeben angeführten Namensformen als identisch zu erkennen. Diese abstrakte mentale Einheit nennen wir *Nomem*, seine Realisierungen in mündlicher Sprache oder Verschriftlichung *Allonom* (Kohlheim 1977: 71). Entscheidend dabei ist, dass das *Nomem* als abstrakte mentale Einheit aufgefasst werden muss. Seine Notierung ist daher rein konventionell. Das ist in der späteren Literatur zum *Nomem* nicht immer verstanden worden. So wurden in Kohlheim (1977) die *Nomeme* als althochdeutsche Etyma wiedergegeben (also „kuon-rät“ als *Nomem* für die *Allonome* *Chunrat*, *Konrad*, *Chuntz*, *Kunz* etc.). In einem späteren Aufsatz wurde vorgeschlagen, in Analogie zur üblichen Notierung von Phonemen das *Nomem* zwischen Schrägstrichen zu notieren. Im Falle der oben angeführten *Allonome* *Mathyas*, *Matheis*, *Matheus* und *Metlein* bietet sich als Notierung des allen diesen *Allonomen* zugrunde liegenden *Nomems* /MATHEIS/ an (Kohlheim 2001: 148.) Allerdings besteht auch bei dieser Notierung die Gefahr, /MATHEIS/ als die „relevanteste“ Form anzusehen. Schon 1966 hatte Rudolf Freudenberg vorgeschlagen, für die Notierung von Phonemen auf die „trägerische Assoziationen“ an phonetische Werte hervorrufenden Buchstaben zugunsten ganz neu gewählter Symbole zu verzichten (Freudenberg 1966: 9). Man könnte sich also vorstellen, für die Notierung des *Nomems* /MATHEIS/ einfach die Notation /M/ oder auch eine Ziffer einzuführen.

Als die Begriffe *Nomem* und *Allonom* erstmals definiert wurden, herrschten behavioristische Methoden in der Linguistik vor. Die Analyse des Regensburger Namenmaterials erfolgte daher nach den Methoden des amerikanischen Distributionalismus, wie sie Zellig S. Harris entwickelt hatte (Harris 1969; vgl. Kohlheim 1977: 67–80). „Mentalistisch-psychologische“ Auffassungen galten als überholt. Aus heutiger Sicht lässt sich dagegen feststellen, dass es sich bei der Einführung des Begriffs *Nomem* in gewissem Sinn um eine Vorausnahme kognitivistischer Positionen handelte. Wenn Freudenberg 1966 formulierte: „Phoneme sind durch gedankliche Synthese gewonnene Begriffe“ (Freudenberg 1966: 13), so galt dasselbe auch für den kurze Zeit später definierten Begriff des *Nomems*. Aus heutiger

kognitivistischer Sicht lässt sich feststellen: *Nomeme* entsprechen den Konzepten, die im Gehirn der Sprecher bezüglich einzelner Namensausdrücke existieren.¹

Es mag aufgefallen sein, dass bei der oben angeführten Reihe von Allonomen *Gumbertus*, *Cumbertus*, *Gumprecht*, *Gumprecht* und *Gumplinus* zwei unterschiedliche Typen vertreten sind, die wir traditionellerweise als „Vollformen“ und als „Kurzformen“ bezeichnen. Schon in der Arbeit von 1977 hatte Volker Kohlheim vorgeschlagen, hier von *Realisierungstypen* zu sprechen: „Der Realisierungstyp gehört zwar immer noch der virtuellen [also der emischen] Ebene an, doch wird die Wahl des jeweiligen Realisierungstyps vom Sprecher oder Schreiber erst in der aktuellen Sprech- oder Schreibsituation vollzogen, und diese Wahl ist in jedem Fall situations- bzw. kontextbedingt und abhängig von der Intention des Sprechers/Schreibers sowie von der vom Sprecher/Schreiber angenommenen Erwartung seines Kommunikationspartners“ (Kohlheim 1977: 79f.). So muss sich ein Sprecher/Schreiber, der das Nomem /MARGARETE/ realisieren möchte, klar darüber werden, ob er dies mit dem Allonom *Margarete* tut, das einer formellen Kommunikationsebene (Domäne) angehört, oder eines der Allonyme *Grete*, *Gretchen*, *Gretel*, *Gretelchen* verwendet, die einer informellen Kommunikationsebene (Domäne) angehören und sprachlich dem Realisierungstyp „Hypokoristikon“ zugehören. Damit kommen auch pragmlinguistische Aspekte in das vorgestellte, primär systemlinguistische Modell, kommt es doch auf die jeweilige pragmatische Situation an, welchen Realisierungstyp der Sprecher verwendet.

Das heute in der onomastischen Theorie so zentrale Thema der Referenz spielte in der Arbeit von 1977 höchstens indirekt eine Rolle. Es ging ja darum, aus dem Korpus der zwei Bände des Regensburger Urkundenbuchs, das chronologisch bis 1378 reicht, die Namen zu analysieren und für namenstatistische Untersuchungen aufzubereiten. Und zwar rein korpusbezogen, systemintern. Zwei unterschiedliche Namensformen galten demnach als „identisch“, wenn sie in gleicher „Umgebung“ auftraten. Die weitaus meisten Rufnamen – und nur um diese ging es – traten in einem Namensyntagma auf, das im Normalfall aus drei Elementen bestand: Rufname + bestimmter Artikel + Beiname. Bei Frauen kam zum Beinamen noch das Movierungssuffix *-in* hinzu. Erschienen nun zwei Namensformen, etwa *Stepfan* und *Stepfel*, austauschbar in Verbindung mit dem Beinamen *der Enichl*, war die

¹ Vgl. zu kognitiven Wortkonzepten Rickheit, Weiss, Eikmeyer (2010: 73–76). Silvio Brendler (2008: 75) allerdings gesteht erst der späteren Version des nomematischen Ansatzes, wie sie in Kohlheim, Hengst (2004) vorliegt, ein kognitivistisches Herangehen an die Problematik zu. Wortwörtlich hieß es aber bereits in der Fassung Kohlheim (1977: 71): Diejenige sprachliche Einheit, die es dem kompetenten Sprecher einer Sprachgemeinschaft erlaubt, verschiedene Namensformen als identisch zu erkennen, nennen wir ‚Nomem‘ [...]: „Erkennen“ aber ist eine kognitive Leistung.

„Identität“ erwiesen, das heißt, die beiden (realisierten) Allonome *Stepfan* und *Stepfel* gehörten einem (virtuellen) Nomem /STEPHAN/ an. Diese Methode folgte streng dem Distributionalismus, wie ihn Harris (1969) formuliert hatte. Dass die in den Dokumenten des Urkundenbuchs verzeichneten Namenformen sich auf (damals) konkrete Personen bezogen, also eine Referenzfunktion hatten, war zwar vorausgesetzt, spielte aber für die Bestimmung der Nomeme nur eine indirekte Rolle. Eine weitere Folge dieser sehr korpusbezogenen Sichtweise war, dass ein anderer Gesichtspunkt, der heute im Vordergrund steht, überhaupt keine Rolle spielte: Da es um die Analyse eines *Inventars* von Namen ging, und zwar um Rufnamen, konnte der Gedanke, dass sich „ein“ Name nur auf eine Person beziehen könne, gar nicht aufkommen. Im Zusammenhang mit der Diskussion, wie drei Allonome, die sich im Formbereich weitgehend gleichen, aber in unterschiedlicher „Umgebung“ stehen, also im Namensyntagma zusammen mit unterschiedlichen Beinamen auftreten, dennoch einem Nomem zugeordnet werden können – auf die Einzelheiten des Prozederes kann hier nicht näher eingegangen werden – hieß es: „Wollten wir nur das Kriterium der Diskursbedeutung [das heißt der Umgebung in der Realisierung] gelten lassen, wären die drei Allonome [*Ruger der Pochner, Ruger der Prunnhofer, Ruger vor der Chappel*] nicht identisch und folglich drei verschiedenen Nomemen zuzuordnen. Diese Folgerung ist jedoch absurd: bekanntlich benutzt jede Sprachgemeinschaft weitaus weniger Namen, als sie Entitäten benennt“ (Kohlheim 1977: 72). Nicht, dass die Problematik dieser Aussage damals nicht erkannt worden wäre, doch wurde sie mit Bezug auf Eugenio Coseriu (1967: 268: „[...] los nombres propios pueden ser *multívocos*, pero son siempre monovalentes“) und Farhang Zabeeh (1968: 57: „We may use, for example, [...] ‚Joan‘ to refer to many women“) entkräftet. Im Grunde handelt es sich um das auch heute noch virulente namenstheoretische und –philosophische Problem des Spannungsverhältnisses zwischen onymischer „Monovalenz und Klassenbildung“ (Windberger-Heidenkummer 2011). Wir sprechen heute nicht mehr so problemlos von „einem Namen“: Heute steht uns eine differenziertere Terminologie zur Verfügung: So würde Willy Van Langendonck (2007) in dem angeführten Fall nicht von einem „name“, sondern von einem „proprial lemma“ sprechen und Silvio Brendler in dem sogleich vorzustellenden Buch von einem „Archinomem“: Als Lemmata eines historischen Nameninventars freilich wurden die zu eruiierenden Nomeme damals auch aufgefasst.

In einer erweiterten Fassung der Theorie wurde noch der Begriff des *Archinomems* eingeführt (Kohlheim 2001), der uns in Teil II dieses Aufsatzes in anderem Sinne als bei Kohlheim wieder begegnen wird. Nur kurz wurde die Anwendung auf Familiennamen reflektiert (Kohlheim 2005), während die Begriffe *Nomem* und *Allonom* im Bereich der Toponomastik von Karlheinz Hengst im Anschluss an

Kohlheim erörtert wurden (Kohlheim, Hengst 2004; Kohlheim, Hengst 2006). Die nomematische Terminologie wurde gelegentlich auch von anderen Autoren verwendet, zuletzt von Renäte Siliņa-Piņķe (2009), und fand Eingang in das Handbuch *Die Personennamen im Deutschen* von Wilfried Seibicke (2008:101).

II

Im Jahr 2008 legte Brendler mit seinem Buch *Nomematik. Identitätstheoretische Grundlagen der Namenforschung (insbesondere der Namengeschichte, Namenlexikographie, Namengeographie, Namenstatistik und Namenstheorie)* eine gründlich erweiterte und verfeinerte Theorie zur Feststellung onymischer Identitäten vor. Das umfangreiche Werk (448 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 6 Karten) ist durch ein Namen- und ein Sachregister (421–428; 429–448) gut zu erschließen; ein als „Konkretisierungen“ bezeichneter Teil (321–391) dokumentiert die erwähnten Namen auch optisch. Das reichhaltige Literaturverzeichnis (393–419) zeugt von der Gründlichkeit des Autors, dem wohl kaum ein zur näheren und weiteren Thematik des Buches gehörendes Werk entgangen sein dürfte.

Gleich zu Beginn der „Einleitung“ (25–52) wird festgestellt: „Der Terminus ‚Namenidentität‘ bezeichnet das Vorkommen von ein- und demselben Namen zu unterschiedlichen Zeitpunkten in der Kommunikation, also im Sprachgebrauch“ (31). Synonym hierzu werden die Ausdrücke „Isonymie“ oder „onymische Identität“ verwendet. Voraussetzung dafür, dass zwei (oder mehr) Namen identisch, „isonym“ sind, ist ihre gleiche etymologische Herkunft und die Tatsache, dass sie ein und dasselbe Objekt benennen, das heißt, dass sie „referenzidentisch“, koreferent sind. Hiermit ist schon der wichtigste Unterschied zu den Arbeiten von Kohlheim benannt, in denen „Identität“ formale Identität bedeutete. Gebrauchside ntität, Koreferenzialität, war dort nur der Ausgangspunkt zum Nachweis von Nomemen, die, einmal festgestellt, sich dann durchaus auf mehrere Personen beziehen konnten. Für Brendler liegt dann keine onymische Identität mehr vor, sondern lediglich Homonymie (33).

Scharfsinnig unterscheidet Brendler zwischen onymischer Identität (Isonymie) und Namengleichheit und weist nach, dass es unterschiedliche Arten von onymischer Gleichheit gibt (33–38): (1) etymologische Namengleichungen, (2) formale Gleichungen (bei etymologischer Ungleichheit), z. B. die deutschen Ortsnamen *Koblentz* < lat. *Confluentes* und *Koblentz* < altsorbisch **Kobyl'no*/* *Kobyl'na* ‚die Siedlung, wo es Stuten gibt‘, (3) semantische Namengleichheit, z. B. deutsch *Schwarza*, englisch *Blackwater*, (4) referenzidentische Namengleichungen, die sich wiederum differenzieren lassen in solche mit gleicher Etymologie, z. B. deutsch

Deutschland, dänisch *Tyskland*, mit gleicher Semantik, z. B. deutsch *Schwarzwasser*, altsorbisch **Čornica* und solche, bei denen nur das Objekt gleich ist, auf das mit formal, etymologisch und semantisch unterschiedlichen Namen referiert wird, z. B. deutsch *Deutschland*, englisch *Germany*, finnisch *Saksa*. Schließlich gibt es noch (5) „namenidentische Namengleichungen“, bei denen alle sieben angeführten Teil-Gleichungen zugleich zutreffen, so wie bei den Belegen aus dem Österreich des 15. Jahrhunderts *Bertl Menhart* = *Partl Menhart*. Nur letztere Gleichungen, so Brendler, sind „namenidentitätstheoretisch relevant“ (38). Bei der Betrachtung von Onymen unterscheidet Brendler zwischen der „perzeptiven Ebene“ und drei „kognitiven Ebenen“ (40f.): Auf der perzeptiven Ebene sind die (mündlichen oder schriftlichen) Konkretisierungen des Onyms angesiedelt (bei Kohlheim waren das die realisierten Allonome). Die Ebene der Kognition unterteilt sich in die Ebene der Realisierungen, auf der verschiedene Namen-Konkretisierungen als Varianten innerhalb eines onymischen Systems erkannt werden, der Systematisierungen, auf der im Gehirn der Sprachteilnehmer ein System gebildet wird, und der Archisystematisierungen, die bei „Nachdenken und Äußern“ über Namen zustande kommt. Wenn wir einen Namen hören oder lesen, so identifizieren wir das mit ihm benannte Objekt zunächst „als ein bestimmtes, aber nicht näher spezifiziertes Individuum“ (44). Im Unterschied zu diesem Akt der „Identifizierung“ erfolgt die „Identifikation“ bei „Feststellung der durch einen Namen festgelegten Identität eines Individuums“ (44). Jedenfalls lehnt Brendler eine „trägerunabhängige Namenbetrachtung“ – „da dem Wesen des Namens nicht gerecht werdend“ – ab (50).

Kapitel 1 des Buches (53–80) enthält in einem „wissenschaftshistorischen Überblick“ eine Auseinandersetzung mit den Autoren, die vor Brendler die nomematische Terminologie verwendet haben. Wie schon dargelegt, unterscheidet sich Kohlheims auf die Sprachform konzentrierter Ansatz vom Brendlerschen vor allem dadurch, dass bei Kohlheim ein Nomem sich (in der Realisierung) auf unendlich viele Namensträger beziehen kann. Für Brendler handelt es sich hierbei um „homonyme Nomeme“ (63). Immer noch Bezug nehmend auf Kohlheim (und Kohlheim, Hengst 2004) schlägt er eine sprachlich homogenere Terminologie vor, indem er „Allonom“ auf der Ebene der Konkretisierung durch „Nom“ ersetzt und „Realisierungstyp“ durch „Allonom“ (64). Er geht dann ein auf die in dem Zeitraum seit Kohlheim (1977) erschienenen Arbeiten, die die nomematische Terminologie verwenden, und kommt resümierend zu dem Urteil, dass sie alle nicht das für ihn entscheidende Kriterium der funktionalen Identität berücksichtigen; „offenbar verwechselt man schlichtweg etymologische Identität mit Namenidentität (hält Isogenie für Isonymie)“ (80).

Kapitel 2 (81–170) trägt die Überschrift „Nomematik“.² Entscheidend für die nomematische, also eine emische, Betrachtungsweise ist, die Namen im System zu sehen, wobei das Namenssystem, ähnlich wie schon bei Kohlheim (1998), als Subsystem des lexikalischen und dieses wiederum des sprachlichen Systems zu verstehen ist (82). Die „Beschreibung konstitutiver sprachlicher Eigenschaften der Namen [...] als Nomeme“, also die Beschreibung ihrer phonematisch/graphematischen Form, bezeichnet Brendler als „Namengrammatik“ (85). Im Folgenden werden die Einheiten Nom, Allonom und Nomem neu definiert: „Ein Nom ist die Konkretisierung eines funktional und zugleich grammatisch identischen Nomems, während ein Allonom die Realisierung eines funktional und zugleich grammatisch identischen Nomems herstellt“ (89). Zwei Unterschiede zum Kohlheimschen Modell werden hierbei evident: Während bei Kohlheim ein Nomem als bloße Formeinheit, als „proprial lemma“ im Sinne von Van Langendonck (2007), auf der Realisierungsebene auf mehrere Namenträger referieren konnte, ist das im Brendlerschen Modell nicht der Fall. Zweitens repräsentieren bei Brendler „Namen mit unterschiedlichen Wortlauten, die jedoch ein- und dasselbe Objekt benennen, [...] verschiedene Nomeme und somit verschiedene Namen“ (103). Freilich wird damit die Intention des Ansatzes von Kohlheim (1977) verfehlt. Dort war es ja gerade darum gegangen, die unterschiedlichen zu einem Nomem gehörenden Varianten, vor allem also Kurzformen und Koseformen einer Vollform, entsprechend der onymischen Kompetenz der spätmittelalterlichen Namengeber und -träger zusammenzufassen, um sie statistisch verwertbar zu machen. Dagegen sieht Brendler in Kurzformen und Koseformen „eigenständige“ Namen und spricht daher von „Kurznamen und Kosenamen“ (103). Wenn man das tut und auch in der Praxis anwendet, ist es allerdings nicht möglich, etwa die Verbreitung von Heiligennamen im Mittelalter diachronisch und diastratisch angemessen zu untersuchen. Es würde dann immer derjenige Name (Nomem) statistisch bevorzugt werden, der keine oder nur wenige Alloformen aufweist. Da im Mittelalter eine Nomematisierung von Alloformen (im Gegensatz zu heute) nur sehr selten vorkam, würde das Bild durch eine solche Vorgehensweise gründlich verfälscht.

Bei „laienhafte[m] oder sprachwissenschaftliche[m] Nachdenken über die Zusammenhänge von Namen und/oder Namen(s)formen“ (112) begeben wir uns auf die kognitive Ebene der „Archisystematisierungen“: So gelangen wir zu „Archinomemen“, wenn wir über realiter oder auch nur scheinbar zusammenhängende Namensformen nachdenken oder sprechen, und zwar vor Festlegung irgendeiner Referenz. Daher handelt es sich bei Äußerungen wie „Ich kenne zwei Leute mit

² Dieser Terminus wurde von Brendler bereits im Jahr 2003 eingeführt (81).

dem Namen Ronny“ auch noch nicht um vollwertige Namen (116). Archinomeme können in Lautung oder Graphie leicht voneinander abweichen (Brendlers Beispiel lautet *Gerit/Gerrit*, S. 116). Werden Aussagen über die Diachronie von Namensformen getroffen, seien diese nun sprachwissenschaftlich korrekt oder nicht, spricht Brendler von „Archiallonomen“ (118).

Im Folgenden geht es um die mentalen Vorgänge, die bei der Abstraktion, das heißt dem Weg von der Konkretisierung bis zur Archisystematisierung, und ihrem Gegenstück, der Spezifikation nomematischer Einheiten, auftreten (126–128). Auch die Beziehungen zwischen nomematischen Entitäten, insbesondere Isonymie und Anisonymie, werden thematisiert (130–140). Aufmerksamkeit dürften die folgenden Seiten erregen, in denen Brendler sein Konzept der „Nomematik als dynamische Sprachbetrachtung“ vorstellt (140–144). Er versucht hier, den angeblich ganz „auf die Synchronie konzentriert[en]“ (140) Ansatz von Kohlheim durch ein „panchronisches“ Vorgehen zu überwinden, berücksichtigt dabei allerdings nicht, dass auch in Kohlheim (1977) die Diachronie als Abfolge synchronischer Schichten eine entscheidende Rolle spielte.³ Die „Dynamik der nomematischen Systembetrachtung“ ergibt sich laut Brendler aufgrund der „Hauptantriebskräfte der Sprachdynamik: Konkretisierung, Realisierung und Systematisierung“ (141). Wie sich hieraus, einer doch zunächst synchronischen Klassifizierung mentaler Vorgänge, diachronischer Wandel ableiten lässt, legt Brendler nicht näher dar. Zu Recht betont er die „Problembehaftetheit der Feststellung der Identität sprachlicher Einheiten in der Diachronie“ (142). Diese Problematik war auch Kohlheim (1977) begegnet und er hatte sie für das zeitliche Kontinuum vom Jahr 893 bis 1378 durch die Abfolge synchronischer Schichten zu lösen versucht, wobei dann Phänomene onymischen Wandels wie Aufspaltung eines Nomems in zwei verschiedene oder Kontamination, Verschmelzung zweier Nomeme zu einem, zu beobachten waren (Kohlheim 1977: 100–106). Und wenn Brendler auf S. 144 die Entwicklung des heutigen Ortsnamens ‚Chemnitz‘ von „KAMENIZ“ (um 1100) über „KEMENIZ“ (um 1200) zu „KEM(E)NIZ“ (um 1300) graphisch darstellen will, rekurriert er *de facto* ebenso auf „synchronische Schichten“, wie dies Kohlheim (1977) für die Regensburger Rufnamen zu tun gezwungen war. Ein „Komplextkontinuum“, wie auf S. 143 behauptet, ist dies jedenfalls noch nicht. Zu Recht schreibt Brendler daher, „daß die Namenforschung geeignete Methoden für die diachronische Erforschung dynamischer Namensysteme [noch] wird entwickeln müssen“ (143). Mit seinem Begriffsinstrumentarium hat er dafür bereits ein brauchbares Werkzeug entwickelt, wird sich doch der onymische Wandel zunächst in vereinzelt auftretenden Konkretisie-

³ Siehe Kohlheim (1977: 100–106): „Diachronischer Wandel des Namensystems“.

rungen manifestieren, bis er über die Realisierungen von Allonomen zur Systematisierung gelangt. Dabei ist die „Ungleichzeitigkeit im Gleichzeitigen“ zu beachten, die sich z. B. im Regensburg des 14. Jahrhunderts darin zeigt, dass die Nomeme /MATTHIAS/ und /MATTHÄUS/, soweit sie auf zeitgenössische Personen referierten, zu einem Nomem /MATHEIS/ kontaminiert waren (mit verschiedenen Allonomen), dass aber in gleichzeitigen Urkundendatierungen die Namen des Apostels Matthias und des Apostels und Evangelisten Matthäus streng getrennt waren (Kohlheim 1977: 279–281). Gerade in derartigen Phänomenen wird onymischer Wandel, hier die Verschmelzung zweier Nomeme zu einem neuen, sichtbar. Auch spielt hier die sozioonomastische Kategorie unterschiedlicher Domänen (sozialer sprachlicher Gebrauchsbereiche) eine Rolle,⁴ auf die Brendler nicht eingeht.

Im folgenden Abschnitt „Name und Namensvarianten in nomematischer Sicht“ (144–147) grenzt sich Brendler nochmals vom Kohlheimschen Ansatz ab, indem er die in Kohlheim (1977) auftauchenden Allonome /Friederich/, /Friedrich/, /Friedreich/, /Fridel/, /Fritz/ nicht als solche gelten lassen will, sondern in /Fridel/ und /Fritz/ selbstständige Nomeme sehen will, da sie nicht im „Toleranzbereich“ grammatischer Identität lägen (146). Mit dem „Toleranzbereich“ ist freilich ein sehr problematischer Begriff eingeführt, wie auch Van Langendonck (2010: 206) konstatiert. Wer legt fest, wie weit die Toleranz jeweils gehen darf? Für die Regensburger des 14. Jahrhunderts waren *Friedrich* und *Fridel* austauschbar, also funktional äquivalent und entsprachen somit der Kohlheimschen Definition von Allonomen zu einem Nomem /fridu-rih/.⁵ Auch der Einwand, die Notierung dieses (und anderer) Nomeme in althochdeutscher Form repräsentiere nicht das Sprachbewusstsein der spätmittelalterlichen Namenbenutzer und sei daher abzulehnen, trifft ins Leere, denn, wie zu Anfang dieses Aufsatzes dargelegt, handelt es sich bei dieser Notierung um eine bloße Konvention, die keinesfalls die onymische Kompetenz der mittelalterlichen Regensburger reflektieren sollte.⁶ Als „Konsequenzen der Nomematik für die Namenforschung“ (147–164) fordert Brendler unter anderem ein grundsätzlich anderes Herangehen an die Formulierung von

⁴ Siehe hierzu Kohlheim (2001: 151f.).

⁵ Gerade an der von Brendler angeführten Namengleichung *Bertl Menhart* = *Partl Menhart*, die ihm als Beispiel für eine „namenidentische Namengleichung“ gilt (siehe oben), wird die Problematik des Begriffs „Toleranzgrenze“ deutlich. Die Gleichung stammte aus einem österreichischen Urbar von 1457 (siehe R. Kohlheim 2006: 53). In anderem Kontext und zu anderer Zeit würde man *Bertl* und *Partl* kaum als Konkretisierungen eines Nomems ansehen, sondern sie eher mit *Berthold* und *Bartholomäus* in Verbindung bringen. Was als „identisch“ tolerabel erscheint, ist immer zeit- und gruppenabhängig.

⁶ Das war von Brendler an anderer Stelle (z. B. S. 57) auch anerkannt worden. Vgl. hierzu Kohlheim (2001: 148).

Namenstatistiken und Namenbüchern (-lexika). Gerade letztere betrachtet er als „noch beinahe völlig identitätstheoretisch unbedarft“ (151). Es dürfte aber wohl jedem Verfasser von Personennamenlexika klar sein, dass er es bei seinen Einträgen nicht mit vollwertigen Namen, die auf jeweils nur eine Person verweisen, zu tun hat, sondern eben, wie jeder Wörterbuchverfasser, mit Lemmata (in Brendlerscher Terminologie mit Archinomemen).⁷ Daher wird der übliche Sprachgebrauch („Der Vorname *Sophia* wird seit Jahrhunderten im deutschen Sprachraum vergeben“) gegenüber der von Brendler rigoros geforderten Form („Die Vornamen *Sophia* werden seit Jahrhunderten im deutschen Sprachraum vergeben“) (150) wohl weiterhin akzeptabel bleiben.

Neueste neurologische und kognitivistische Erkenntnisse werden herangezogen, um die nomematische Theorie auch von dieser Seite her abzusichern (164–169). Dieser Ansatz verdient vollste Anerkennung, hat die Onomastik doch in dieser Hinsicht noch Pionierarbeit zu leisten.⁸ Besser noch als die von Brendler angeführte Literatur scheint dem Rezensenten jedoch die inzwischen wohl allgemein anerkannte, von Endel Tulving bereits 1972 entdeckte und seitdem weiterhin ausgearbeitete Differenzierung zwischen dem semantischen und dem episodischen (auch: biographischen) Gedächtnis die Nomematik kognitivistisch zu bestätigen.⁹ Das semantische Gedächtnis speichert überpersönliches Allgemeinwissen, wozu auch das mentale Lexikon gehört, während das episodische Gedächtnis autobiographische Erlebnisse und Ereignisse speichert (Rickheit, Weiss, Eikmeyer 2010: 36). Es ist nun durchaus anzunehmen, dass die Archinomeme im semantischen Gedächtnis gespeichert werden, während das episodische (biographische) Gedächtnis die im Laufe der individuellen Biographie des jeweiligen Namenbenutzers erworbenen Informationen bezüglich konkreter Namensträger enthält und so die jeweilige Referenz ermöglicht.¹⁰

Die folgenden Kapitel 3–7 dienen dazu, die Nomematik zur Verdeutlichung auf einige Namenarten anzuwenden. Behandelt werden Siedlungsnamen (171–198), Flurnamen (199–226), Gewässernamen (227–254), Pflanzennamen (255–281) und Personennamen (283–311). Diese Kapitel sind alle nach dem gleichen Schema auf-

⁷ Vgl. auch Van Langendonck (2010: 196): „However, when, for instance, Goossens [...] speaks about the distribution of the name *Müller* in Germany [...], I am sure he knows what he is talking about: the name form (or in my view, better: ‘proprial lemma’ [...]) *Müller* [...]“

⁸ Siehe jedoch Van Langendonck (2007: 106–116).

⁹ Siehe z. B. Tulving (2002), Rickheit, Weiss, Eikmeyer (2010: 36–37).

¹⁰ Brendler geht nicht explizit auf Tulving ein, erwähnt jedoch einmal kurz, nach anderer Quelle, „Exemplarspeicherung“ vs. „Episodenspeicherung“ (S. 169), zwei Begriffe, die wohl von Tulving inspiriert sind.

gebaut. Als Beispiel diene Kapitel 3: 1) „Siedlungsnamenidentität als Problem“ (171–172), 2) „Nomematik als Lösung des Problems“ (172), 3) „Siedlungsnamen als nomematische Einheiten“ (173–185), 4) „Siedlungsnamenidentität(en) als Beziehung(en) zwischen nomematischen Einheiten“ (185–198). Brendler bescheinigt all den von ihm behandelten Sparten der Namenforschung unterschiedlich starke identitätstheoretische Mängel. Am meisten ausgeprägt sieht er sie in der Personennamenforschung. Es geht ihm in diesen Kapiteln um die Vermeidung der Verwechslung von Namenidentität mit Namengleichheit „oder auch etymologischer oder auch funktionaler Identität“ (171) der Namen. In allen diesen Kapiteln wird die Anwendung der Nomematik durch ausführliche Formalisierungen verdeutlicht (z. B. 175–185) und sie alle enden in der Feststellung, Namengeschichte sei Identitätsgeschichte (z. B. 198). Es folgt vor dem umfänglichen Dokumentations- und Registerteil, auf den bereits eingangs hingewiesen wurde, noch eine „Zusammenfassung“ (313–318) und ein kurzer „Ausblick“ (319), wo es unter anderem heißt: „Schließlich bleibt [...] für die Zukunft die Darstellung von Namensystemen anhand der Nomematik (= Nomematik als Systemtheorie) als vordringliche Aufgabe bestehen“ (319). Das kann der Rezensent, der dazu bereits beträchtliche Vorarbeiten geleistet zu haben glaubt (vgl. Kohlheim 1997; 1998), voll und ganz unterschreiben.

Abschließend bleibt festzustellen: Brendler hat mit seiner Weiterführung und Verfeinerung der Kohlheimschen nomematischen Methode zweifelsohne ein ausgefeiltes terminologisches Instrumentarium zur Feststellung onymischer Identitäten vorgelegt und vor allem erst einmal das Bewusstsein für die Problematik des Begriffs „Identität“ im Bereich der Namenforschung geschärft. An Schwachstellen, z. B. an dem noch ungenügend definierten Begriff des „Toleranzbereichs“, muss noch gearbeitet werden; auch scheint dem Rezensenten die angestrebte „panchronische“ Betrachtung diachronischen onymischen Wandels eher behauptet als geleistet zu sein. Die Zukunft wird erweisen, welche Variante des nomematischen Ansatzes, die seit 1977 von Kohlheim vorgelegte oder die Brendlersche, für die praktische Namenforschung von Bedeutung sein wird.

LITERATUR

- Brendler Silvio 2008: *Nomematik. Identitätstheoretische Grundlagen der Namenforschung (insbesondere der Namengeschichte, Namenlexikographie, Namengeographie, Namenstatistik und Namenstheorie)*. Hamburg: Baar.
- Coseriu Eugenio 1967: *El plural en los nombres propios. – Teoría del lenguaje y lingüística general. Cinco estudios. Segunda edición*. Madrid: Gredos.
- Freudenberg Rudolf 1966: *Das Phonem und seine Struktur. – Zeitschrift für Mundartforschung* 33, 1–13.

Freudenberg Rudolf 1967/68: *Unveröffentlichtes Paper für die Gruppe „Namenforschung“ des Linguistischen Hauptseminars im Wintersemester 1967/68 an der Philipps-Universität Marburg/Lahn.*

Harris Zellig S. 1969: *Structural Linguistics*. 8th impression. – Chicago, London: The University of Chicago Press.

Kohlheim Rosa 2006: Zur ländlichen Rufnamengebung in Niederösterreich im 15. Jahrhundert (nach dem Urbar des Zisterzienserklosters Zwettl von 1457). *Beiträge zur Namenforschung: Neue Folge* 41, 49–69. Wieder abgedruckt in Kohlheim Rosa, Kohlheim Volker 2011: *Personennamen. Motivation – Diffusion – Integration*. Hamburg: Baar, 91–111.

Kohlheim Volker 1977: *Regensburger Rufnamen des 13. und 14. Jahrhunderts: Linguistische und sozio-onomastische Untersuchungen zu Struktur und Motivatik spätmittelalterlicher Anthroponymie*. Wiesbaden: Steiner.

Kohlheim Volker 1997: Der onymische Bereich als autopoietisches System. – *Wort und Name im deutsch-slavischem Sprachkontakt: Ernst Eichler von seinen Schülern und Freunden*, hrsg. von Karlheinz Hengst et al. Köln: Böhlau 1997, 49–57. Wieder abgedruckt in Kohlheim Rosa, Kohlheim Volker 2011: *Eigennamen. Neue Wege ihrer Erforschung*. Hamburg: Baar, 103–111.

Kohlheim Volker 1998: Towards a Definition of the Onymic System. – W. F. H. Nicolaisen (ed.): *Proceedings of the XIXth International Congress of Onomastic Sciences. Aberdeen, August 4–11, 1996*, vol. 1. Aberdeen: Department of English. University of Aberdeen, 173–178.

Kohlheim Volker 2001: Nomem und Allonom. – *Österreichische Namenforschung* 29, 147–154. Wieder abgedruckt in Kohlheim Rosa, Kohlheim Volker 2011: *Eigennamen. Neue Wege ihrer Erforschung*. Hamburg: Baar, 85–92.

Kohlheim Volker 2005: Nomem und Allonom. Die Feststellung onymischer Identitäten in Vergangenheit und Gegenwart. – *Proceedings of the 21st International Congress of Onomastic Sciences, Uppsala, 19–24 August 2000*, vol. 1, ed. by Eva Brylla, Mats Wahlberg. Uppsala: Institutet för språk och folkminnen, 207–217.

Kohlheim Volker, Hengst Karlheinz 2004: Personennamen, Ortsnamen und linguistische Theorie. – *Namenkundliche Informationen* 85/86, 17–31.

Kohlheim Volker, Hengst Karlheinz 2006: Nomematics – a new approach to the description of proper name systems. – *Onoma* 41, 115–129.

Rickheit Gert, Weiss Sabine, Eikmeyer Hans-Jürgen 2010: *Kognitive Linguistik. Theorien, Modelle, Methoden*. Tübingen, Basel: Francke.

Seibicke Wilfried 2008: *Die Personennamen im Deutschen*. 2., überarbeitete Aufl., Berlin, New York: de Gruyter.

Siliņa-Piņķe Renāte 2009: *Priekšvārdi Rīgā 15. gadsimtā pēc pilsētas ķemerejas reģistra materiāliem / Rufnamen in Riga im 15. Jahrhundert anhand des Kämmerei-Registers der Stadt*. Rīga: Latvijas Universitāte.

Tulving Endel 2002: Episodic Memory: From Mind to Brain. – *Annual Reviews in Psychology* 53, 1–25.

Thümmel Wolf 2005: Strukturalismus. *Metzlers Lexikon Sprache*, 3., neubearbeitete Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler, 650–651.

Van Langendonck Willy 2007: *Theory and Typology of Proper Names*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter.

Van Langendonck Willy 2010: Besprechungsaufsatz: Names and identity. On the nomematic approach. – *Beiträge zur Namenforschung: Neue Folge* 45, 193–220.

Windberger-Heidenkummer Erika 2011: Onymische Monovalenz und Klassenbildung. Ein onomastisches Problem und seine methodischen Folgen. – *Methoden der Namenforschung. Methodologie, Methodik und Praxis*, hrsg. von A. Ziegler, E. Windberger-Heidenkummer. Berlin: Akademie-Verlag, 29–46.

Zabeeh Farhang 1968: *What is in a Name? An Inquiry into the Semantics and Pragmatics of Proper Names*. The Hague: Martinus Nijhoff.

Īteikta 2013 m. rugpjūčio 25 d.

VOLKER KOHLHEIM

Schlosshof Birken 11, D-95447 Bayreuth, Deutschland

rvkohlheim@t-online.de